Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 46

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Siegesfeier in Sofia.

Die Volksmenge begibt sich nach der Kathedrale, wo ein Dankgottesdienst für den Sieg bei Kirk-Kilisse abgehalten wird. (Kirk-Kilisse ist eine befestigte Stadt östlich von Adrianopel. Nach der Einnahme Kirk-Kilisses wendete sich die bulgarische Hauptmacht nach Süden und schlug die Türken auch bei Lüle-Burgas auf's Haupt.)

— 354 —

Alle Schuld rächt sich.

Roman von Ewald August König.

(Nachdruck verboten.)

Der Doktor befand sich eben in angelegentlichem Gespräch mit einem Landmann, als Martin in das dumpfe Schänkzimmer trat, in dem alle Tische besetzt waren. Riese erkannte ihn augenblicklich. Ohne sich in der Unterhaltung stören zu lassen, forderte er ihn durch einen Wink auf, näher zu kommen und neben ihm Platz zu nehmen.

„Die Konsultation ist sogleich beendet," sagte er mit der Miene eines Gönners, „dann stehe ich zur Verfügung."

Martin nickte und forderte ein Glas Bier, das er unberührt ließ. Es war ihm unmöglich, in dieser schwülen, übelriechenden Atmosphäre etwas zu genießen. Er beobachtete die Anwesenden, die unter heftigen Geberden miteinander sprachen. Einige von ihnen saßen schweigend vor dem Branntweinglase und blickten starr vor sich hin; sie schienen die letzte Hoffnung auf den glücklichen Ausgang ihres Prozesses verloren zu haben.

Die Konsultation währte lange. Der Landmann hatte noch unzählige Fragen an den Doktor zu richten, welcher sie mit größter Geduld beantwortete; endlich zog er die Börse, um das Honorar zu entrichten.

Simon Riese nickte gnädig und schaute mit fragendem Blick sich um, dann zog er die Uhr zu Rate, die an der Wand hing.

„Gleich Mittag," sagte er, „meine Sprechstunden sind für heute zu Ende; na, morgen kommt ja auch wieder ein Tag. Was haben Sie, Verehrtester? Sie sehen bleich aus und trinken nicht —"

„Es ist mir unmöglich in dieser Luft," erwiderte Martin, die nasse Stirn trocknend. „Wenn Sie hier nicht mehr beschäftigt sind, so lassen Sie uns gehen; ich muß Ihren Rat und Beistand in Anspruch nehmen."

„Sollen beides haben, verehrter Freund; nehmen Sie ein Kognak — er ist ausgezeichnet, ich kann ihn empfehlen."

Martin schüttelte ablehnend das Haupt. Der Doktor ergriff das volle Glas des Freundes und leerte es auf einen einzigen Zug. „Was der Deutsche bezahlt hat, das trinkt er auch," sagte er, indem er sich erhob. „Wohin gehen wir?"

„Wohin Sie wollen, wenn es nur ein anständiges Lokal ist, in dem wir ungestört mit einander plaudern können."

Simon Riese fuhr mit der Hand durch seinen struppigen Bart und warf abermals einen prüfenden Blick auf die Wanduhr, dann nahm er mit herablassendem Wohlwollen von den Anwesenden Abschied, die seinen Gruß mit vertraulicher Höflichkeit erwiderten.

„Gevatter Schneider und Handschuhmacher!" sagte er achselzuckend, als sie die Schenke verließen. „Freilich, wenn es nicht auch solche Käuze gäbe, könnten die Advokaten nicht existieren. Da muß man seine Weisheit auskramen, und nicht ein Körnchen davon bleibt in den dicken Strohköpfen haften. Jeder will nur das hören, was er selbst will, und von zwei streitenden Parteien kann doch nicht jede Recht haben. Habeant sibi! Sie ernähren mich, das ist die Hauptsache. Also ein anständiges Lokal, wo wir zu Mittag speisen können?"

„Einverstanden!" nickte Martin. „Ich lade Sie ein, Sie sind mein Gast."

„Acceptiert, edler Menschenfreund; ich nehme alles an, was mir geboten wird. Hoffentlich kommt auch einmal eine Zeit, in der ich mich revanchieren kann. Sie glauben's vielleicht nicht, aber es ist die Wahrheit, daß ich in der vergangenen Nacht über meine Sünden nachgedacht und ein stilles Grauen vor mir selbst empfunden habe. Das ist der Segen der Hitze, die den Schlaf fern hält! Wenn ich in meiner Bude unter dem Dach halb gekocht mich schlaflos auf dem harten Lager wälze, dann denke ich an die kühlen Zimmer und an die weichen Pfühle der reichen Leute, an den Sekt, der, in Eis frappirt, so köstlich schmeckt, und an so manches andere, und wenn der Neid dann in meiner schwarzen Seele erwacht, so ruft der Verstand mir zu: erwirb die Mittel, um das alles ebenfalls genießen zu können! Leicht gesagt, aber schwer getan!" —

Martin schwieg — er war mit seinem eigenen Sorgen beschäftigt. Der Doktor achtete nicht darauf und plauderte unverdrossen weiter, bis sie die Restauration erreicht hatten. In einer Ecke nahmen sie Platz. Martin bestellte eine Flasche Wein und das Mittagessen, und berichtete nun dem Freunde, was ihn drückte. Er teilte ihm die Unterredungen mit seinem Prinzipal und seinem Pflegevater mit und überreichte ihm die Papiere. Simon Riese hörte schweigend zu, während er den Speisen und dem Weine wacker zusprach.

„Lassen Sie mich nachdenken," sagte er, als Martin seinen Bericht beendet hatte; „das ist eine verzwickte Geschichte, eine harte Nuß, die nicht jeder knacken kann. Lassen Sie noch eine Flasche kommen, Verehrtester, und wenn Sie eine gute Zigarre übrig haben, so bitte ich darum."

Martin kam bereitwillig diesen Wünschen nach. Der Doktor schob nun seinen Teller zurück, trank das Glas aus und zündete eine Zigarre an; er tat das alles mit einer gewissen behaglichen Ruhe, ohne von der Ungeduld des Freundes die geringste Notiz zu nehmen.

„Na, Ihr Pflegevater hat in einer Beziehung Recht, in der anderen Unrecht," nahm er endlich das Wort. „Recht darin, daß augenblicklich wenig zu machen ist und man deshalb die kommenden Dinge abwarten muß. Unrecht darin, daß Sie bei diesem Habakuk Streicher um Gnade betteln sollen."

„Und wenn die Welt darüber zu Grunde ginge, ich thue das nicht," erwiderte Martin.

„Nur immer ruhiges Blut," fuhr Simon Riese fort. „Ich sage ja, es war ein unvernünftiger Rath. Der Verstand der Verständigen sieht auch nicht alles, Verehrtester, dem kindlichen Gemüt ist mitunter ein schärferer Blick verliehen. Ich kenne diesen Streicher — schon in manchem Prozeß hat er eine eben nicht ehrenvolle Rolle gespielt, er gehört zu der Sorte von Maklern, die nur an ihre Provision denken und sich um die Interessen ihrer Auftraggeber nicht kümmern. Daraus entstehen dann die Prozesse, die uns ernähren. Ich kenne auch seinen Schreiber, und dies kann im vorliegenden Falle für uns von großem Nutzen sein, denn — unter uns gesagt — ich hege den Verdacht, daß Streicher selbst die Briefe geschrieben hat."

„Wie kommen Sie darauf?" fragte Martin überrascht.

„Nehmen Sie an, es sei der Scharfblick des kindlichen Gemüts, anders kann ich es augenblicklich nicht erklären. Habakuk Streicher wird Ihre Beziehungen zu seiner Tochter längst gekannt haben, oder glauben Sie das nicht?"

„Ich kann nicht darüber urteilen, wir haben unsere Verlobung geheim gehalten."

„Haben Sie dem Mädchen nie geschrieben?"

„O, sehr oft —"

„Na, so ist mir die Sache schon ziemlich klar. Ein Brief von Ihnen ist dem Manne in die Hände gefallen, der daraufhin seinen Plan entworfen hat. Ob er nun selbst das Talent der Handschriftenfälschung besitzt, oder ob sein Schreiber, der alte Knickeburg — ah, richtig, der muß es sein; er hat ja schon einmal wegen Urkundenfälschung gesessen! Sehen Sie da, der Schleier hebt sich mehr und mehr; wir werden das dunkle Rätsel lösen. Die anonymen Briefe sollten Sie in Schande oder vielleicht auch ins Gefängnis bringen; dann mußte das Mädchen Sie verachten, die Verbindung war unmöglich und der Haß Streichers befriedigt. Ein schlauer Plan, aber ich hoffe, wir werden ihn durchkreuzen."

Die Zuversicht des Doktors wirkte belebend auf Martin, der hastig sein Glas austrank und mit der Hand durch das dichte, blonde Haar fuhr. „Diese Verleumdungen müssen dem Staatsanwalt mitgeteilt werden," sagte er erregt.

„Eine größere Dummheit könnten wir nicht begehen," erwiderte der Doktor achselzuckend. „Der Staatsanwalt würde uns auslachen, denn Vermutungen sind keine Beweise, und Habakuk Streicher ist ein geachteter Mann. Im Gegenteil, Verehrtester, wir müssen diesen Verdacht geheim halten und im Stillen nachforschen, und das überlassen Sie getrost mir. Ich werde diese Papiere behalten und mir auch die Handschrift Knickeburgs zu verschaffen suchen; ich kenne einen Sachverständigen, auf dessen Urteil und Verschwiegenheit ich vertrauen kann."

„Aber Sie haben meine eigene Handschrift noch nicht!"

„Richtig!" nickte der Doktor. „Wollen Sie hier einige Zeilen schreiben? Der Kellner wird Ihnen Schreibmaterialien geben, alles weitere überlassen Sie dann mir."

Martin kam ohne Zögern dem Wunsche des Freundes nach; während er schrieb, prüfte Simon Riese nochmals die ihm übergebenen Briefe.

„Die Briefe an Ihren Prinzipal treffen den Nagel auf den Kopf," sagte er, „der alte Herr könnte für die Warnung

dankbar sein; der Leichtsinn seines Sohnes und die Liebäugeleien seiner Töchter mit den Herren Leutnants sind ja stadtbekannt, nur er selbst scheint nichts davon zu wissen. Aehnlich wird es sich auch mit den übrigen anonymen Briefen verhalten: den Betreffenden werden darin bittere Wahrheiten gesagt worden sein, und solche Wahrheiten rufen immer Entrüstung hervor."

„Ich werde auch Ihren Onkel, den biederen Bäckermeister besuchen," nahm der Doktor nach einer Weile wieder das Wort, während er den Hemdkragen in die Höhe zog und die Halsbinde ordnete; „zwischen ihm und Ihnen muß ein freundschaftliches Verhältnis angebahnt werden."

„Sie denken dabei wohl zumeist an sich selbst und an Röschen?" fragte Martin scherzend.

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort!" spottete Riese, indem er den Rest aus der Weinflasche in sein Glas goß. „Weshalb soll ich immer nur an andere und nicht auch einmal an mich denken? Gehen Sie nun ruhig nach Hause. Was in Ihrer Angelegenheit getan werden kann, soll geschehen, und sobald ich etwas erreicht habe, besuche ich Sie."

Martin erhob sich und bezahlte die Zeche.

„Ich verlasse mich nun auf Sie," sagte er, als er dem Doktor die Hand zum Abschied reichte; „ich kann mir zwar nicht wohl denken, daß der Untersuchungsrichter mich schuldig finden wird, dennoch muß dieser Intrigue energisch entgegengetreten werden, weil sich mit Sicherheit erwarten läßt, daß nun die ganze Stadt über den Schreiber der anonymen Briefe herfällt."

„Nur immer zu!" scherzte der Doktor. „Halten Sie still, wenn auf Ihrem Rücken Holz gehackt wird. Auf Wiedersehen! Ich hoffe, Ihnen bald gute Nachrichten zu bringen."

5. Des Bäckers Töchterlein.

Der Bäckermeister Heinrich Grimm bewohnte ein stattliches Haus; er hatte es vor einigen Jahren an Stelle des alten neu erbauen lassen und damit der gesamten Nachbarschaft bewiesen, daß er ein vermögender Mann war. Es war das einzige neue Gebäude in der alten, ziemlich engen und bei Tage sehr belebten Straße, und da der Bäckermeister mit seiner kleinen Familie die Räume nicht alle bewohnen konnte, so fand er es sehr vorteilhaft, einen Teil derselben zu vermieten. Indessen, das Zusammenwohnen mit anderen Familien war mit Unannehmlichkeiten verknüpft, die er früher nicht gekannt hatte, und daran trug seine Frau den größeren Teil der Schuld.

Seine teure Guste, wie er sie bei guter Laune zu nennen pflegte, war bis zu einem gewissen Grade sehr gutmütig, aber im Hause wollte sie das Regiment führen, und wehe dem, der nur versuchte, ihr dies streitig zu machen! Die kleine, korpulente Frau trat bei solchen Gelegenheiten so energisch auf, daß selbst ein beherzter Mann ihr nicht die Stirn zu bieten wagte, und den Mietern konnte man es nicht verargen, wenn sie sich das nicht gefallen lassen wollten. Die alten Mieter zogen aus, und neue kamen. Frau Guste hieß in der Nachbarschaft sehr bald „der Drache", und des vielen Aergers müde, beschloß der Bäckermeister endlich, eine Aenderung zu treffen. Seine Guste konnte er nicht ändern, sie hielt die Zügel fest, und er selbst war ja auch mit ihr zufrieden, denn sie sorgte ganz vortrefflich für sein leibliches Wohl; so mußte also die Aenderung in anderer Weise geschehen.

Das erste Stockwerk bestand aus drei geräumigen, freundlichen Zimmern; hübsch möbliert und mit allem Comfort ausgestattet war es für einen vermögenden alleinstehenden Herrn eine sehr angenehme Wohnung. Dies verkündete auch schon seit geraumer Zeit ein Zettel an einem Fenster des Hauses. Vor diesem Zettel war Pierre Ferrand am Sonntag Nachmittag stehen geblieben; trat dann mit der Miene und Haltung eines vornehmen Mannes hinein.

Der ziemlich beleibte Bäckermeister hielt im Lehnstuhl seinen Mittagsschlummer; er hatte über sein rotes Gesicht ein Taschentuch gebreitet, um sich gegen die Fliegen zu schützen, die nichtsdestoweniger durch ihre Spaziergänge auf seinem dünnbehaarten Schädel ihn belästigten. Frau Guste und ihr blondes Töchterchen saßen in einer Fensternische und flüsterten mit einander; sie erhoben sich beide, als der fremde, elegant gekleidete Herr eintrat.

„Sie haben eine Wohnung zu vermieten?" fragte Pierre Ferrand, indem er den breitrandigen Strohhut abnahm und sich in dem traulichen Zimmer umschaute.

Der Bäckermeister hatte mit einem hastigen Ruck das Taschentuch fortgezogen und musterte mit raschem Blick den Fragenden, dann erhob er sich schwerfällig aus seinem Sessel.

„Aufzuwarten!" erwiderte er. „Drei Räume: ein Salon, ein Schlafzimmer und eine Wohnstube, alle fein eingerichtet, mit allen Bequemlichkeiten versehen, gute Bedienung, kurz, alles, was ein vornehmer Herr wünschen kann."

Die dunklen Augen Ferrands streiften mit einem forschenden Blick das jugendfrische, hübsche Antlitz Röschens.

„Kann ich die Wohnung ansehen?" fragte er.

„Das ist Dein Departement, Guste," wandte der Bäckermeister sich zu seiner Frau, die mit einem Knix den Herrn aufforderte, ihr zu folgen.

Pierre Ferrand durchwanderte langsam die eleganten Räume — sie gefielen ihm; er trat im Schlafzimmer ans Fenster und blickte lange hinaus.

„Gehört der kleine Garten zum Hause?" fragte er.

„Hof und Garten," nickte Frau Guste; „im Hinterhaus rechts liegen die Backstuben, und den Garten können Sie benützen, wenn Sie es wünschen."

„Und der Preis?"

„Fünfzig Taler monatlich, Frühstück extra, und für die Bedienung ein Trinkgeld an das Dienstmädchen."

„Sehr wohl," sagte Pierre Ferrand ohne Zögern, und an der Hand, mit der er über den braunen Bart fuhr, blitzte im Sonnenlicht der Solitär so intensiv, daß Frau Guste geblendet die Augen schließen mußte. „Die Wohnung gefällt mir, und mit dem Preise bin ich einverstanden; ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß ein einzelner Herr manche Gewohnheiten hat, die sich nicht immer mit der Hausordnung vertragen. Ich bin am Tage wenig zu Hause. Wenn ich vormittags ausgehe, komme ich in der Regel erst nach Mitternacht wieder heim, und wenn ich auch jede Ruhestörung vermeiden werde, so kann ich doch nicht dafür garantieren, daß nicht dann und wann ein kleines Geräusch entsteht —"

„O, das hat nichts zu sagen," unterbrach ihn der Drache mit dem freundlichsten Lächeln; „nach Mitternacht ist mein Mann mit den Gesellen schon in der Backstube, seinen Schlaf stören Sie also nicht."

„Gut!" nickte Ferrand, indem er mit dem Elfenbeinknopf seines zierlichen Spazierstöckchens die scharf gebogene, braungelbe Nase rieb. „Sie werden mir natürlich auch gestatten, daß ich hier einige Freunde empfange?"

„Nun natürlich!"

„Die Herren werden vielleicht bis Mitternacht hier bleiben."

„Wenn man eine Wohnung vermietet, muß man sich das alles gefallen lassen. Natürlich werden Sie nicht unnötig Lärm machen, Sie sind ja ein gebildeter Herr; also werden es auch Ihre Freunde sein."

„Unbesorgt!" erwiderte Ferrand mit einem spöttischen Lächeln. „So wäre also unser Vertrag geschlossen?"

„Wann wollen Sie einziehen?"

„Morgen Vormittag; ich bin hier fremd und wohne jetzt noch im Hotel, morgen früh schicke ich mein Gepäck."

Er bot ihr die Hand, Frau Guste schlug ein und sprach die Hoffnung aus, daß es dem Herrn in ihrem Hause gefallen möge. Pierre Ferrand nickte dazu, als ob er sagen wolle, er sei für diesen Wunsch sehr dankbar, dessen Erfüllung er nicht bezweifle; dann stiegen sie langsam die Treppe wieder hinunter.

Als sie im Hausflur anlangten, trat Simon Riese durch die Haustür ein. Pierre Ferrand sah mit einem gleichgiltigen Blick über ihn hinweg, aber der Doktor faßte ihn dafür um so schärfer ins Auge.

„Ein unangenehmes Gesicht," sagte Riese unwillkürlich, als Ferrand das Haus verlassen hatte.

„Wie meinen Sie das?" fragte die Bäckermeisterin.

„Na, na, ich sage keinem Menschen etwas Böses nach," erwiderte der Doktor beschwichtigend, „am wenigsten denen, die ich nicht kenne; aber das muß mir jeder zugeben, daß der Blick jenes Herrn einen unangenehmen Eindruck macht."

Frau Guste hatte das freilich auch bemerkt, aber sie wollte es nicht eingestehen, weil die Vorteile, die in der Vermietung der Wohnung lagen, alle Bedenken überwogen. „Sehen Sie alle Menschen so genau an?" fragte sie spöttisch.

„Alle!" antwortete er mit einer leichten Verneigung. „Ich kenne auch Sie schon, Madame, Sie haben ein gutes Herz. Sie sind eine brave, rechtschaffene Hausfrau, die Gott fürchtet, keinen Menschen scheut und nur das Rechte tut."

— 356 —

Der Drache lächelte freundlich. „Womit kann ich dienen?“ sagte sie. „Ich glaube, Sie sind schon mehrmals hier gewesen,

„Allerdings, heute aber wünsche ich mit Ihrem Herrn Gemahl zu reden. Sie dürfen zugegen sein, Madame, es handelt sich nicht um Geheimnisse ich glaube sogar, daß ich an Ihr gutes Herz appellieren werde.“

„Na, dann treten Sie ein,“ erwiderte sie, indem sie die Thür des Wohnzimmers öffnete. „Heinrich, da ist ein Herr, der Dich zu sprechen wünscht.“

Der Doktor begrüßte Röschen mit einer tiefen Verbeugung. Ihr Erröten bewies ihm, daß sie den Flötenspieler sofort erkannt hatte; er sah auch, daß der Bäckermeister ihn mit einem ziemlich geringschätzigen Blick musterte, aber dadurch ließ er sich keineswegs beirren.

„Simon Riese, Rechtsgelehrter!“ stellte er sich vor. „Noch nicht Advokat, bin aber auf dem besten Wege es zu werden, und dann fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

„Scheint, daß die Hitze Ihnen stark zugesetzt hat,“ bummte der Bäckermeister. „Ist die Wohnung vermietet, Guste?“

„Von morgen ab.“

„Na, dann haben Sie hier kein Glück mehr,“ wandte sich Grimm zu dem Doktor, „Sie sind zu spät gekommen; wäre auch nichts für Sie gewesen!“

„Ich komme nicht wegen der Wohnung zu Ihnen,“ erwiderte Simon Riese heiter.

Der Bäckermeister fuhr mit der Hand über die Nase, um eine Fliege zu verscheuchen, und stieß einen leisen Fluch aus.

„Mit Advokaten habe ich nichts zu schaffen,“ knurrte er.

„Auch in dieser Eigenschaft komme ich nicht — ich bin der Freund Ihres Neffen, und da dieser Neffe von dem Haß eines gesinnungslosen Mannes verfolgt wird, so —“

„Martin?“ unterbrach ihn Heinrich Grimm, während Röschen schüchtern und verlegen dem Doktor einen Stuhl hinschob. „Wer ist der Mann, der ihn verfolgt?“

Simon Riese hatte die Hand auf die Lehne des Stuhles gelegt und das Mädchen mit einem dankbaren Blicke angeschaut. „Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ sagte er, dann ließ er mit einer leichten Verbeugung sich nieder. „Wie wohl fühlt man sich im Kreise einer solchen Familie! In diesem Hause herrschen Friede und Liebe, das erkennt man auf den ersten Blick; hier weiß man den Gast zu ehren, und indem man ihn ehrt, ehrt man sich selbst.“

Der Bäckermeister blickte seine Guste an, wie wenn er sie fragen wolle, ob der junge Herr seine fünf Sinne beisammen habe; der Drache dagegen fühlte sich durch das Lob geschmeichelt, und Röschen wandte lächelnd das blonde Haupt ab, um dem Blick des Doktors auszuweichen, dessen stumme Sprache sie sehr wohl verstand.

„Wer Martin verfolgt, fragen Sie?“ fuhr Riese fort. Habakuk Streicher, wenn Sie ihn kennen. Er hat eine Bosheit ersonnen, die den armen Jungen ins Gefängnis bringen soll; aber Martin darf sich auf mich verlassen — ich werde die Pläne dieses Menschen zu Schanden machen.“

„Ob ich ihn kenne!“ rief Heinrich Grimm entrüstet. „Er trat damals als Zeuge gegen meinen Bruder auf, und er hat auch meine Schwägerin verfolgt; ich habe ihm das noch nicht vergessen. Weshalb kommt Martin nicht selbst, um mir das zu sagen?“

„Er weiß nicht, ob er bei Ihnen Gehör findet; er meint, Sie seien nicht so freundlich gegen ihn, wie er es wohl erwarten dürfte, und da fürchtet er, lästig zu fallen.“

Die italienische Eroberung: Vom Balkon des Regierungsgebäudes aus wird der Uebergang von Tripolitanien in die italienische Verwaltung verkündet.

— 357 —

„Unsinn!“ brummte der Bäckermeister. „Nicht so freundlich gegen ihn? Lieber Gott, er kann doch nicht verlangen, daß ich ihn jedesmal mit Austern und Champagner bewirten soll! Und dann ist er auch etwas Windbeutel — Sie werden das auch schon erfahren haben; er möchte gern den vornehmen Herrn spielen. Der Junge hätte Handwerker werden sollen, aber er hat von seiner Mutter die großen Rosinen geerbt; deshalb wollte er auch auf meinen Rat nicht hören, als er sich über seinen zukünftigen Beruf entscheiden sollte.“

„Sie scheinen seiner Mutter auch nicht grün gewesen zu sein?“ warf der Doktor ein, der sich bemühte, mit den Händen den struppigen Bart zu glätten.

„Nein, ich mache keinen Hehl daraus. Sie war eine feine Dame, von der Haushaltung verstand sie gar nichts, sie wollte nur sich putzen und spazieren gehen. Sie paßte nicht in unsere Familie und mit der eigenen Familie hat sie deshalb gebrochen; es war nur Unfriede bei ihr im Hause, und das alles hat meinen Bruder ins Wirtshaus getrieben. Ich will ihn nicht in Schutz nehmen, er hat unseren Namen für alle Zeiten geschändet, aber ein großer Teil der Schuld fiel doch auf die Frau. Er wäre sicher nicht so weit gekommen, wenn sie ihn anders behandelt hätte. Er war ein unglückseliges Menschenkind. Was er angriff, mißlang, er mochte sich drehen und wenden, wie er wollte. Und wenn er im Aerger sich Trost bei der Flasche suchte, was er freilich nicht hätte tun sollen, dann wurde er daheim mit Vorwürfen empfangen; er hörte zu Hause überhaupt kein freundliches Wort, nur Vorwürfe und Klagen, und deshalb war ich meiner Schwägerin nicht hold. Später, als mein Bruder verhaftet wurde, habe ich ihr Unterstützung angeboten, aber sie war zu stolz, etwas anzunehmen; na, und wenn man einmal mit seinem guten Willen zurückgewiesen wird, dann kommt man nicht wieder.“

„So war es,“ nickte Frau Guste, „und das alles haben wir auch dem Martin gesagt. Der aber wollte es besser wissen, obgleich er seine Mutter gar nicht gekannt hat. Wenn der Doktor Hartenberg sich nicht des Kindes angenommen hätte, dann würden wir es aufgenommen und erzogen haben; aber bei ihm war es in guten Händen, und wir besaßen damals auch noch nicht das, was wir heute haben. Wir waren jung verheiratet und mußten uns genug plagen, um durchzukommen, und wenn Martin uns das jetzt entgelten lassen will, so —“

„Nein, nein, Madame, er spricht nur mit Liebe und Hochachtung von ihnen,“ unterbrach sie der Doktor. „Wenn er es nicht täte, würde ich ihm den Standpunkt klar machen.“

„Mag es sein, wie es will, gegen die Bosheit Streichers will ich Martin schützen!“ rief der Bäckermeister, mit der breiten Faust auf den Tisch schlagend. „Was soll ich tun?“

„Einstweilen noch nichts,“ erwiderte Riese. „Ich habe Martin ersucht, mir vorläufig alles zu überlassen; man muß es listig anfangen, um einen Fuchs aus seinem Bau herauszulocken. Wenn ich Sie nur auf unserer Seite weiß, so genügt mir das; später werde ich Ihnen schon sagen, in welcher Weise Sie mich unterstützen können.“

Den Zweck, den er in der Hauptsache verfolgte, hatte der Doktor erreicht. Er hatte auf den Bäcker und dessen Familie trotz seines schäbigen Anzuges einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Röschen flüsterte der Mutter einige Worte ins Ohr — Frau Guste nickte und lud den Gast zu einer Tasse Kaffee ein, was mit vielen Dankesworten und manchem Kompliment angenommen wurde. Er mußte nun über die Intriguen Streichers berichten, und es stellte sich heraus, daß auch der Bäckermeister anonyme Briefe erhalten hatte, die alle ins Feuer gewandert waren.

Die Hauptstraße in Adrianopel. Im Hintergrund die große Moschee.

Heinrich Grimm geriet über diese heimtückische Anklage gegen seinen Neffen in maßlose Wut. Er war mit allem einverstanden, was der Doktor anordnete, der mehr und mehr in der Gunst dieser einfachen Leute stieg. Er richtete nun auch mitunter seine Worte an Röschen, und da dies in durchaus schicklicher Weise geschah, so konnten die Eltern nichts Befremdendes darin finden. Röschen antwortete freilich sehr schüchtern und zurückhaltend, aber es war immerhin eine Antwort, und schon dies beglückte den Doktor, dessen Stimmung immer heiterer wurde.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs fand es sich auch, daß der Vater Simon Rieses mit dem Bäckermeister befreundet gewesen war, und wenn dieser auch etwas schroff über den Handwerker urteilte, der seinen Sohn studieren ließ, ohne die Mittel dazu zu besitzen, so tat dies doch der inzwischen geschlossenen Freundschaft keinen Eintrag, zumal Simon Riese es vortrefflich verstand, die eigenen Ansichten denen der alten Leute anzubequemen und unterzuordnen.

Bei einer Zigarre und einem Glase Bier wurde später geplaudert, und der Tag neigte sich schon zu Ende, als Simon Riese sich erhob, um Abschied zu nehmen.

„Kommen Sie öfter," sagte der Bäckermeister, der noch immer über die Schnurren seines Gastes lachte, „das war ein vergnügter Nachmittag für mich."

„Wenn die Damen nichts dagegen haben!" wandte Simon Riese ein.

Röschen lächelte, und Frau Guste gab ihm die Versicherung, daß er stets willkommen sein werde.

„Veni, vidi, vici!" murmelte der Doktor, als er in der heitersten Stimmung das Haus verließ. „Nichts halb zu tun, ist edler Geister Art. Jetzt, Simon, zeige, daß Du ein Riese sein kannst!" Er warf das Haupt stolz zurück und blies mit der Miene eines Mannes, der über Millionen verfügen kann, einige Rauchwolken in die Luft.

„Die Bummelei muß nun ein Ende nehmen," brummte er. „Das Ochsen muß wieder beginnen! Hergott, bei dieser Hitze und noch dazu in meiner Bude unter dem Dach! Aber was helfen da alle Klagen und Seufzer; es gilt, einen hohen Preis zu erringen! Ich werde nun rastlos streben, bis ich das Ziel erreicht habe. Ein einziger Augenblick kann alles umgestalten — den gestrigen Abend werde ich nimmermehr vergessen!"

Er warf noch einmal einen Blick zurück, bevor er in eine andere Straße einbog; mit einem tiefem Atemzuge setzte er seinen Weg fort. Aus seinem Sinnen weckte ihn eine Stimme, die seinen Namen nannte; er blickte auf — vor ihm stand ein schlanker, junger Herr im eleganten Reitanzuge. Das Gesicht war von der Sonne gebräunt — ein schwarzer, lang herabwallender und sorgsam gepflegter Bart umrahmte es. Die dunklen lebhaften Augen ruhten mit ernstem Blick auf dem Doktor, der hastig an den Hut griff.

„Baron von Erlenthal!" flotterte er.

„Sei kein Narr, Simon!" schnitt der andere ihm das Wort ab. „Wir waren auf der Universität Duzfreunde, weshalb sollen wir es heute nicht mehr sein?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Sünde.

Erzählung von Marie Stahl.

(Nachdruck verboten.)

„Zum Donnerwetter, warum halten wir hier auf freiem Felde seit einer Viertelstunde?" schrie der alte Major a. D. Viktor von Löwenitz zum Wagenfenster des Bahnzuges hinaus, und er erhielt die niederschmetternde Kunde, die Strecke sei durch die Entgleisung eines Güterzuges gesperrt und für mehrere Stunden nicht fahrbar. Der frühe Abend des ersten November dunkelte bereits herab, und die Aussicht, die Nacht im Bahnwagen zu verbringen, hatte für den alten Herrn wenig Verlockendes. Er folgte darum dem Rat des Zugführers, eine Viertelstunde über Feld in das nächste Städtchen Löbau zu gehen, und es wurde ihm zum Nachtquartier das Hotel Lawerenz empfohlen.

Die Namen Löbau und Lawerenz weckten eine alte, längst vergessene Erinnerung in ihm.

„Bin ich denn im Traum? Ich kenne doch das alles!" dachte er, als er die Landstraße in der genannten Richtung hinunterschritt. Und dann fiel es ihm ein, als wäre es gestern gewesen, als er als junger Leutnant einmal bei Gelegenheit der Herbstmanöver in Löbau im Hotel Lawerenz in Quartier gelegen.

Ja, ja, freilich, — merkwürdig, wie man so etwas vergißt, und daß er nun hier wieder Station machen muß!

Jetzt kam ihm auch die Gegend bekannt vor. Ihm wurde ganz seltsam zu Mut, als aus dem Abenddämmer die Türme und Dächer des malerischen Städtchens auftauchten, das in den Ausläufern schlesischer Höhenzüge verkrochen lag. Die Nebel des Vergessens lichteten sich, seine Jugend wurde lebendig.

Wie vertraut waren ihm diese winkligen Straßen und engen Gassen! Das uralte Steintor und der Marktplatz, an dem das Gasthaus lag, mit seiner uralten Einrichtung. Bilder verstorbener Herrscher und Generationen sehen überall von den Wänden, und es riecht muffig in den Räumen wie nach Toten.

Als der Major in die Stadt einwanderte, begannen alle Glocken das Abendgeläut. Er wunderte sich über das feierliche, lang anhaltende Läuten, doch dann fiel ihm ein, daß morgen Allerseelen sei, der Festtag der Verstorbenen.

Das Hotel Lawerenz war unverändert bis auf wenige notwendige Konzessionen an die neue Zeit. Es war noch dasselbe große Speisezimmer mit dem altersgeschwärzten Deckengebälk und dem Reiterporträt des Feldmarschalls Blücher, und dieselbe eichengeschnitzte Treppe führte in die oberen Stockwerke.

Der Major konnte an diesem Abend lange nicht einschlafen. Er saß eine Weile vor dem glimmenden Ofenfeuer, und die Bilder der Vergangenheit wurden lebendig.

Da war die alte Frau Lawerenz, die Besitzerin des Hauses. Als er über die Diele ging, war ihm gewesen, als müsse sie ihm entgegenkommen mit ihrer großen Bandhaube und der schwarzseidenen Schürze über dem grauen Wollkleide. Und er sah sich selbst als schlanken, jungen Ulanenleutnant sporrenklirrend durch die hallenden Gänge schreiten. Er hatte bei der alten Frau bald einen Stein im Brett gehabt und durfte in ihren Privatzimmern ein- und ausgehen. Und das ganze alte, verschlafene Haus weckte er damals zum Leben, daß es von allen Wänden lachte, lärmte und hallte. Er hieß nicht umsonst der „tolle Viktor" in seiner Schwadron.

Und jetzt tauchte sie aus der Zauberlaterne der Erinnerung — Sascha! Erschreckend lebendig. Ist es denn möglich, so etwas ganz vergessen zu haben?

Zuerst hatte er sie nicht beachtet. Sie schien nur das Aschenbrödel der Wirtin, ihre gefügige Sklavin, die treppauf, treppab gejagt wurde und als Stellvertreterin der alternden Hausfrau für alles verantwortlich war. Und dann entdeckte er sie eines Tages. Er sah in dem unscheinbaren Gewand ein Wesen von federnder Geschmeidigkeit und ein Paar Augen auf sich gerichtet, schwarz wie die Beeren des Nachtschattens, die, wie aus einem Traum erwachend, heißhungrig auf ihn starrten.

Da entdeckte er weiter, daß sie wirklich eine Prinzessin im Aschenputtelkleid war, die Tochter aus stolzem Starostengeschlecht, deren Vater sich zu Tode gesoffen und im Armenhaus gestorben, Sascha von Zychlinska.

Nun kam eine selige Zeit. Die entlegenen Vorratskammern, die versteckten Winkel und Treppen, die unbewohnten Zimmer des alten Hauses konnten davon erzählen. Und der große Obstgarten, wo man sich zwischen den Stangenbohnen und Himbeerplantagen verirren konnte und sich mühsam durch Gesträuch und Gerank herbstlicher Verwilderung den Weg bahnen mußte, um zu den alten Walnußbäumen zu gelangen, deren reife Nüsse in der Septembersonne platzten und klatschend zu Boden fielen.

Noch heute, in dieser Stunde siedet ihm das Blut in den Adern, wenn er an die Seligkeit dieser Stelldichein dachte.

Er hatte ihr sogar die Ehe versprochen, wenn auch unter Bedingungen. Sie selbst wußte ja, daß unter obwaltenden Umständen eine Ehe ausgeschlossen sei, doch eines Tages nagelte sie ihn mit der Frage fest, ob er sie unter veränderten, günstigen Verhältnissen heiraten würde. Toternst hatte sie seinen heiligen Eid verlangt.

Gott, was schwört nicht ein liebestoller Mann in süßer Stunde? Und er wollte sie doch nicht kränken, sie hatte schon genug zu leiden in ihrer abhängigen Stellung. Es war, als hätte die alte Lawerenz Witterung, wie es um sie stand, und sie quälte sie nun doppelt. Sascha ertrug alles mit hingebender Unterwürfigkeit, sie war ganz Geschmeidigkeit und Ergebenheit. Er wunderte sich oft über ihre Selbstbeherrschung, denn hinter dem Rücken der alten Frau fiel zuweilen die Maske, dann loderten unheimliche Flammen von Haß und Empörung in ihren Augen.

Wie mochte das geendet haben? Er war im folgenden Jahre nicht wiedergekehrt, wie er versprochen hatte. Ein Jahr war damals für ihn zu lang, um Treue uz halten. Freilich, im Alter werden die Jahre kürzer.

Immer noch mit seinen Erinnerungen beschäftigt, legte sich der Major in dem großen Pfostenbett zur Ruhe. Er sah noch eine Weile den zuckenden Feuerschein aus dem Ofen über Decke und Dielen huschen, in den die Möbel groteske Schatten warfen, dann schlief er ein.

Mitten in der Nacht wachte er mit einem seltsamen Gefühl von Erstaunen auf. Das Zimmer war von einer grauen, blassen Dämmerung erhellt ,die nicht vom Ofenfeuer herrüh-

— 359 —

ren konnte und auch nicht vom Morgengrauen, denn mit hallenden Schlägen kündete eine Turmuhr die Mitternachtsstunde an. Er lag eine Zeit regungslos, ohne zu denken, bis sein Blick auf den hohen Lehnstuhl fiel, der ihm gegenüberstand. In diesem Stuhl saß eine Gestalt.

Zuerst erblickte er nur die schattenhaften Umrisse, doch sie nahm nach und nach deutliche Form an. Und jetzt erkannte er sie, es war Sascha.

Das merkwürdigste war, daß er sich gar nicht darüber wundern konnte. Zuweilen schien es ihm wieder nicht Sascha zu sein, so grau und verwittert sah sie aus und fremdartig in Tücher gehüllt. Aber es waren ihre schwarzen Nachtschattenaugen, die es nicht zum zweiten Male in der Welt gab.

„Was willst Du?" wollte er sagen, doch er hörte seine Stimme nicht.

Und jetzt fing sie an zu sprechen. Er verstand jedes Wort, doch es war, als käme es aus endlosen Fernen.

„Du kehrst zu spät zurück," sagte sie deutlich, ohne daß ihre Züge sich bewegten. „Es macht die alte Sünde nicht wieder gut. Doch Du mußtest kommen. Ich habe darauf gewartet."

„Wo kommst Du her? Lebst Du noch in diesem Hause?" fragte er, doch er hörte wieder seine Stimme nicht.

„Nicht in diesem Hause, aber nicht weit von hier, hinter St. Marien. Ich bin hier, um Dir zu sagen, daß ich die alte Frau Lawerenz ermordet habe. Du sollst mittragen an meiner Schuld, denn Du hast es mitverschuldet," war die Antwort.

Eine lähmende Kälte legte sich auf seine Glieder, er konnte sich nicht rühren, nicht aufschreien, er mußte hilflos Saschas Beichte anhören, die eine Anklage war.

„Du bist meineidig geworden, denn Du kamst nicht, so lange es Zeit war, wie Du geschworen. Warum hast Du mir das Herz verbrannt, daß ich die Sünde tun mußte in meiner Qual? Denn so hoffte ich Dich zu gewinnen. Ich ließ die alte Frau mir alles verschreiben, was sie hatte, ihr Geld und dieses Haus; mit Schmeichelei und Heuchelei brachte ich sie dahin, denn sie war mir nicht gewachsen. Und dann habe ich sie langsam vergiftet. Niemand weiß es. Der Hausarzt war ein Trottel. Ich wurde reich und unabhängig, doch Du kehrtest nicht zurück. Lange habe ich gewartet, dann ging ich ins Kloster von St. Marien. Ich vermachte alles der Kirche, um meine Sünde zu löschen und erhielt Vergebung. Aber es ist ein Wahn, die Kirche kann nicht ungeschehen machen, was geschah. Und auch Du mußt nun die Rechnung bezahlen für die alte Schuld, die du nie beglichen. Niemand entgeht seiner Sünde. Und ob sie vergessen und begraben ist — ihre Stunde kommt, wo sie zum Leben erwacht. Bis zum letzten Herzschlag wird von Stund an die alte Frau Lawerenz durch deine Träume gehen. Warum hast Du mir geschworen, daß Du mein sein wolltest, wenn wir Geld und Gut hätten? Warum hast Du mir das Herz verbrannt und ließest mich vergehen in der Flammenpein?"

„Sascha, vergib mir!" ächzte er.

„Es steht nicht mehr in meiner Macht."

„Wo finde ich dich wieder?"

„Hinter St. Marien."

Und plötzlich war das Zimmer dunkel. Er fiel in einen tiefen, bleiernen Schlaf.

Seltsam, dachte er am folgenden Morgen, wie kann man so lebhaft träumen? Das kommt von den alten Geschichten, an die ich vor dem Einschlafen so viel gedacht, und von dem starken Schlummerpunsch, den ich vorher getrunken.

Unten beim Frühstück erkundigte er sich nach der alten Frau Lawerenz und den Umständen ihres Todes. Doch der Wirt, der aus Oesterreich stammte, wußte nichts von ihr. Es waren ja vierzig bis fünfzig Jahre seitdem vergangen, niemand wußte etwas von ihr.

Ehe er später zur Stadt hinaus wanderte, ging er auf den Kirchhof, der hinter dem Kloster von St. Marien lag. Der Frühnebel hing noch über den Gräbern, die mit brennenden Kerzen und Kränzen geschmückt waren und um die sich Scharen schwarzgekleideter Menschen drängten. Dumpf und bang sangen und schwangen die Klosterglocken im Chor zum Gedächtnis aller Seelen und dazwischen wimmerte unaufhörlich das Glöckchen der Klosterkapelle, daß es wie ein einziger nicht endender, schriller Hilferuf klang.

Zwischen den Gräberreihen der Nonnen fand der Major ein steinernes Grab, dessen schwere Granittafel den Namen der Klosterfrau Sascha von Zychlinska trug. Schaudernd dachte er an seinen Traum, dessen dunkles, nie zu ergründendes Geheimnis den Rest seines Lebensweges beschatten würde, und er beugte sich tief, um ein heißes Gebet für die Ruhe der armen Seele zu stammeln und eine Bitte um Vergebung für seine alte, vergessene Sünde.

Der rührende Roman einer alten Jungfer.

Nach dem Französischen von Hanna Fröhlich.

(Nachdruck verboten.)

In nächster Zeit wird ein interessanter Erbschaftsprozeß vor das Tribunal in Melun (Frankreich) gelangen, welcher beweist, daß die Romantik in unserer materiellen Zeit noch immer nicht ganz ausgestorben ist. —

Es war in den letzten Regierungszeiten des unglücklichen Königs Louis-Philippe, als in Melun ein sehr geachteter und reicher Notar lebte, mit seiner einzigen schönen Tochter. Diese verliebte sich eines Tages in einen wunderschönen jungen Offizier, der aber unglücklicherweise ebenso arm war, wie sie reich. Es ging jenes Mal nicht, wie es meistens in Romanen zu gehen pflegt, daß nämlich die zwei sich zuletzt doch noch bekommen, nach langen Kämpfen. Hier siegte der Vater, welcher erklärte: „Einem Hungerleider gebe ich meine Tochter nicht — und damit basta! Die schöne Fanny verzichtete mit blutendem Herzen, blieb aber fest, nachherigen Vorschlägen ihres harten Vaters gegenüber, und erklärte nun ihrerseits ebenso kategorisch: Wenn ich den nicht habe heiraten dürfen, an dem mein Herz hängt, nun will ich gar keinen und bleibe ledig."

So wurde sie nach und nach zur alten Jungfer und ihre Verwandten machten sich lustig über die romantischen Grillen, denn noch immer saß Fräulein Fanny in lauen Sommernächten draußen unter den Bäumen ihres Parkes und träumte von ihrem Liebsten.

Die einzige Freude ihres Daseins bestand nur noch darin, die brillante Laufbahn ihres ehemaligen Verlobten zu verfolgen und als er sich gar noch verschiedene Ehrenabzeichen errang, kannte ihre Freude keine Grenzen. Er starb, noch in den besten Jahren und ein halbes Jahrhundert lang hat sie um ihn tiefe Trauer getragen. Doch endlich kam die Reihe auch an sie, diese Erde zu verlassen. Vor wenigen Monaten starb Fräulein Fanny auf ihrem Besitz bei Melun, im Alter von 84 Jahren. Sie hinterließ ein Vermögen von 1 Million und 800,000 Franken. Man fand darüber folgende Verfügungen: Ihren Verwandten, die niemals Liebe für sie gezeigt hatten, hinterließ sie gar nichts. Das ganze Vermögen fiel der Gesellschaft ehemaliger Schülerinnen, der Erziehungshäuser der Ehrenlegion zu. Die Zinsen sollen aufgehäuft werden, so oft dieselben aber 105,000 Fr. betragen, wird die Würdigste unter diesen ehemaligen Schülerinnen ausgesucht und erhält die genannte Summe als Heiratsgut. An diese Mitgift knüpft sich aber folgende Klausel: Wenn sie innerhalb der nächsten drei Jahre sich nicht einen armen Offizier zum Gatten erwählt, der aber weder protestantischen noch jüdischen Anhang in seiner Familie haben darf; dann kommt die Summe wieder zum Kapital.

Die Verwandten des alten Fräuleins, die sich als rechtmäßige Erben betrachten, erklären das Testament für null und nichtig. Man ist aber nicht umsonst eines Notars Tochter (nach unsern Begriffen deckt es sich mit Rechtsanwalt). Das Testament ist so abgefaßt, daß es nicht angefochten werden kann. Von peinlichster Ordnung zeugt überdies, daß sie darin sogar bestimmte, aus welchem Gartentor sie hinausgetragen zu werden wünsche, wie viel Trinkgelder die Leichenträger erhalten und die Totengräber.

Es währt nun nicht mehr lange, dann kommt der Prozeß zum Austrag, den die zurückgesetzten Verwandten anhängig machen, die Ehrenlegion ist aber entschlossen, bis zum äußersten zu gehen, für ihr Recht zu wahren.

Sie wird vor Gericht darauf hinweisen, daß jene Verwandten das Vermögen gar nicht nötig haben, indem sie ohnedies reich sind und daß es unerhört wäre, den letzten Willen der Verstorbenen nicht zu achten. Sie, die es als Lebenszweck betrachtet hat, dafür zu sorgen, daß wenigstens die Herzensträume anderer sich verwirklichen können, nachdem ihr Traum von Liebe und Glück so elend gescheitert ist.

Der seltsame Gasthof

Bei einem Wirte, gastlich wie kein andrer,
Wohn' ich zur Miete seit geraumer Zeit.
Streng nötigt er zum Eintritt jeden Wandrer,
Das schmale Tor aufreißend angelweit.

Und weil sie sehn die goldne Sonne prangen
Als Wirtshausschild, so treten gern sie ein.
Das beste glaubt ein jeder zu empfangen,
Tönt doch das Haus voll Geigen und Schalmein.

Und allen wird auch meist flugs aufgetragen,
Obwohl nicht eben jedem gute Kost.
Drum hört man nicht nur jauchzen, hört auch klagen;
„Wermut!" ruft einer, „ich bestellte Most!"

Am besten geht es denen, die nicht warten,
Bis sie der Wirt bedient an ihrem Tisch;
Denn viel zu tun hat er in Haus und Garten;
Was sie begehren, holen sie sich frisch.

Nur freilich kann's nicht jeder immer finden
Das große Haus hat Gäng' und Treppen viel;
Durch Rat und Unrat heißt es durch sich winden
Und mancher kommt trotz Mühen nicht zum Ziel.

Indessen sitzen andre längst am Schmause,
Vom Wirt umschwänzelt, der die Hände reibt.
Schon dünken sie sich Herrn in seinem Hause,
In dem doch keiner allzulange bleibt.

Denn plötzlich weigert er den Gästen Feuer,
Gewährt kaum eine Kammer eng und kalt.
Nimmt ihnen weg das Licht, es ist zu teuer,
Und setzt vors Tor sie endlich mit Gewalt.

Da hilft kein Jammern, hilft kein Widerstreben,
Der Wirt verlacht der Gastlichkeit Gebot.
Wieviel er seinen Gästen auch gegeben —
Sein rauher, letzter Händedruck ist Tod.

J. V. Widmann.

Ueber Singen bei gewissen Arbeiten

schreibt O. Swett-Marden: Es ist ein gutes Zeichen, wenn man Mädchenstimmen fröhlich singen hört über dem dampfenden Aufwaschfaß oder über dem Flickkorbe; wenn sich der Kehrbesen rhythmisch bewegt und der Staubwedel im Takt geschwungen wird nach einer munteren Melodie. Sicherlich werden die Schüsseln blanker glänzen, das Wischen und Abstauben und Stopfen wird noch einmal so gut vor sich gehen bei den Klängen eines frohen Liedes.

Der Vater lächelt, wenn er sein Mädchen bei der Arbeit singen hört und auch der Mutter müdes Gesicht hellt sich auf. Selbst die Geschwister werden, vielleicht ohne sich's ganz klar zu machen, von dem Geist der lustigen Arbeiterin angesteckt.

Eine Herde läutender Kühe, die von den Bergen und Matten am Abend zurückkehrt, scheint bei den melodisch-sanften Tönen ihrer Glocken noch einmal so friedlich hinabzusteigen ins Heimattal.

Und wenn auf dem Felde bei der Ernte gesungen wird, geht die schwere Arbeit weit leichter vonstatten.

Freude am Gesang, wenn nicht das Singen selbst, ist ein nie versagender Genuß für uns. Es ist, wie wenn man durch duftende Wiesen wanderte, in denen die Grillen zirpen.

Die Liebe auf den ersten Blick

Sir James Crichton-Brownie hielt dieser Tage bei der Konferenz der englischen Sanitäts-Inspektoren in Sheffield eine bemerkenswerte Rede, die von den Londoner Zeitungen eingehend behandelt wird. Er sprach zunächst die Überzeugung aus, daß alle Ärzte ihren schwächlichen, kranken, morbiden Patienten das Eingehen einer Ehe verwehren würden. „Allerdings", sagt Sir James, „wird man in solchen Fällen, wo es sich um wahre Liebe handelt, nicht viel ausrichten. Ich glaube an die hohe Ethik der Liebesehen nicht nur vom romantischen Standpunkt, sondern auch vom eugenetischen aus. Leider spielt aber in einem großen Teil unserer Ehen die Liebe gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle. Rang, sozialer Einfluß, Ehrgeiz und das, was Carlyle „Geld-Nexus" nennt, sind die dominierenden Faktoren bei den Eheschließungen. Solche Ehen sind aber, glaube ich, nicht sehr geeignet, wünschenswerte Resultate für die nächste Generation zu schaffen. Der verstorbene Professor Laycock pflegte zu sagen, daß unsere Aristokratie durch ihre gelegentlichen Verbindungen mit Schauspielerinnen und Milchmädchen vom Untergang bewahrt wurde. Es besteht eine tief eingewurzelte, instinktive Aversion, welche Individuen der weißen und der schwarzen Rasse von einer Verbindung abhält und die Früchte solcher Verbindungen pflegen von ganz inferiorer Qualität zu sein. Und so besteht auch sehr oft eine tiefe physiologische Sehnsucht zweier Menschen derselben Rasse, sich zu vereinigen, und ich glaube, daß die Früchte solcher Vereinigungen viel eher stark und gesund sein werden als die aus Ehen, die mit kaltem Blut und aus geschäftlicher und sozialer Überlegung geschlossen werden. Ich verteidige nicht die unüberlegten, überhasteten, zu jungen Ehen, von denen wir ja mehr als genug haben. Und die Verbannung von Gretna-Green war ein Verlust für den Novellisten und ein Gewinn für das Land. Die echte Liebe aber auf den ersten Blick ist ein zweifacher Segen. Sie segnet die, die sie erfahren haben, und sie segnet jene, die dieser Liebe auf den ersten Blick ihr Leben verdanken."

Man bittet, die Ehemänner abzugeben!

Der Leiter eines der größten Warenhäuser von San Franzisko ist auf einen eigenartigen Gedanken verfallen. Als ein kluger Geschäftsmann hatte er die Beobachtung gemacht, daß die Frauen in Begleitung ihrer Ehemänner weniger kauflustig sind als allein. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens macht es keinem Manne Spaß, von einem Ladentisch zum andern zu wandern und dann pflegt der Mann aus Rücksichten der Sparsamkeit der Frau von jedem nicht unbedingt notwendigen Einkauf abzureden. Aus diesen Erwägungen heraus hat der Warenhausleiter einen Saal seines Geschäftes in ein höchst gemütliches und elegantes Rauchzimmer umwandeln lassen, wo tiefgründige, bequeme Lederstühle in Menge stehen, Zeitungen der ganzen Welt aufliegen und auf Wunsch auch tadellos zubereitete Getränke aller Art verabreicht werden. Dieser Raum soll den Ehemännern sozusagen als Aufbewahrungsort dienen, während ihre besseren Hälften ihr Kaufbedürfnis decken. Mann und Frau erhalten an der Tür des Warenhauses zwei gleichlautende Nummern. Hat die Frau ihre Besorgungen beendet, so gibt sie einem der dienstbaren Geister am Eingang zu jenem Raum ihre Nummer, die besagter dienstbarer Geist nun laut ausruft. Der Ehemann erhebt sich, legt die Zeitung beiseite, trinkt seinen Whisky oder Cocktail aus und bedauert vielleicht gar, daß er sich von dem behaglichen Aufenthalt schon so bald trennen muß. Die Folge davon ist, daß der Ehemann kein brummiges Gesicht mehr aufsetzt, wenn die Frau ihm erzählt, daß sie ins Warenhaus gehen will, und daß er sich obendrein noch freut, wenn ihre Einkäufe recht viel Zeit in Anspruch nehmen.

Zur gefl. Beachtung! Bei Adressen-Aenderungen ist es **absolut notwendig**, der Expedition **neben** der neuen, **auch die bisherige, alte** Adresse anzugeben

Frauen und Kinder

preisen **Ferromanganin** über alles als das **vorzüglichste Kräftigungsmittel; beseitigt Blutarmut, Bleichsucht, nervöse Störungen, Schwächezustände. Schwächliche Kinder** entwickeln sich **geistig** und **körperlich** nach dem Gebrauch von **Ferromanganin,** welches in keiner Familie fehlen dürfte.

Preis **Fr. 3.50** in Apotheken erhältlich. 96

Kaffee und Kaffee-Ersatz.

Vorsicht ist stets geboten beim Einkauf jeglicher Art von Nahrungs- und Genußmitteln; hauptsächlich bei solchen, wo nicht genau präzisiert ist, aus was für Stoffen sie zusammengesetzt sind. Laut einer Zeitungsnotiz soll eines der Kaffee-Ersatzmittel angeblich eine Mischung von Bohnenkaffee mit gerösteten Feigen und Cerealien sein. Die Untersuchung habe ergeben, daß der Bohnenkaffee durch Kartoffeln ersetzt war, die samt der Schale geröstet wurden. Wen frierts da nicht?

Aus übergroßer Bequemlichkeit kaufen viele Hausfrauen heute ihren Kaffee fertig geröstet und gemahlen; auch die Surrogate, z. B. der Malzkaffee, werden beim Krämer noch gemahlen verlangt. Gerade diese Bequemlichkeit öffnet manchmal dem Schwindel Tür und Tor. Was haben wir nicht in der Kaffeebranche eine Unmasse Ersatz- und Zusatzmittel; kaum alle würden, wie der Beweis vorliegt, eine wirkliche Lebensmittel-Kontrolle ertragen.

Da wird alles mögliche geröstet und gemahlen, mit etwas Aroma versehen, ein schöner pompöser Name dazugesetzt, und das Produkt ist fertig zum Gebrauch. Mit großer Reklame wird Allarm geschlagen und die guten Hausfrauen kaufen die „fertige Kaffeemischung", weil es gar so bequem ist, und man dabei keine eigene Kaffeemühle mehr braucht.

Könnte ich einer Hausfrau raten, so würde ich sagen: „Wenn Sie Bohnenkaffee wollen, dann kaufen Sie denselben roh, und scheuen Sie die kleine Mühe des Selbströstens und Mahlens nicht." Wollen Sie ein Ersatzmittel, so nehmen Sie Kathreiners Malzkaffee, ein Produkt, das nach meiner eigenen Erfahrung das beste Surrogat darstellt. Dann wissen Sie genau, was Sie haben, und können auch ganz nach Belieben und besonderem Geschmack Mischungen machen. Zur Verbesserung der Farbe kann man vielleicht noch etwas gute Cichorie verwenden. So wäre einem Uebelstande abgeholfen, und der Krämer müßte nicht ein Dutzend, und dabei manchmal zweifelhafte Sachen in seinem Magazin halten, die, weil neu, im Anfang verlangt werden, und dann nach kurzer Zeit doch liegen bleiben.

Ein alter Spezierer.